

Leseprobe

Anne
Kanis

AUF ERDEN

ROMAN

GOYA

Eine Art zu lesen
Eine Art zu fliegen

GOYA

Das Buch

Nach der Krankheit und dem Tod ihres geliebten Vaters gerät das Leben von Sunny aus den Fugen. Die Beziehung mit Erik geht in die Brüche, eine ihrer engsten Freundinnen fällt ihr in den Rücken. Was bleibt, sind die Erinnerungen an ihren Vater, an ihre Familie, an das Nest, das sie hatte und das sich nun verändert hat. An die aufregenden, teils gefährlichen Jugendjahre in dem brodelnden, wiedervereinigten Berlin der Neunzigerjahre. Und an ihre Freundinnen Jessi, Alma und Katharina, die alle so ganz andere Väter hatten als sie.

Mit viel Einfühlungsvermögen und Empathie erzählt Anne Kanis von einem tiefen Trauer- und Erinnerungsprozess. Von dem Glück, in eine liebevolle Familie hineingeboren zu werden, und dem Schmerz, wenn geliebte Menschen das Leben auf Erden verlassen. Von Streifzügen mit den Freundinnen durch eine aufgebrochene Stadt. Und von einer sich anbahnenden neuen Liebe.

Die Autorin

Anne Kanis ist eine Berliner Filmschauspielerin, Sprecherin und Autorin. Als Tochter einer Bühnenschauspielerin und eines Pantomimen wurde sie von ihrem künstlerischen Elternhaus stark geprägt, sprach als Kind ihr erstes Hörspiel und stand mit sechzehn Jahren das erste Mal vor der Kamera. Seitdem ist sie in mehr als 80 Film- und Fernsehproduktionen zu sehen, darunter Haupt- und Nebenrollen in Serienformaten wie *In aller Freundschaft* oder *SOKO Leipzig*, Spielfilmen wie *Tatort* oder *Rauhnächte* und Kinoproduktionen wie *Anonyma* oder *Adam und Evelyn*. Ihre Begeisterung für Literatur brachte sie zum Schreiben. *Auf Erden* ist ihr zweiter Roman.

Anne
Kanis

AUF ERDEN

Roman

GOYA

Das gleichnamige Hörbuch erscheint bei GOYALiT.
Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Besuchen Sie uns im Internet: www.goyaverlag.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der GOYA Verlag dazu
entschlossen, keine Plastikfolie zum Einschweißen der Bücher
zu verwenden.



1. Auflage 2024
Originalausgabe

GOYA Verlag © 2024 JUMBO Neue Medien & Verlag GmbH, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Katrin Wahl
Umschlagabbildung: ■■■
Lektorat: Ingola Lammers
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Apollo MT Std
Printed in Germany
ISBN 978-3-8337-4701-4

Prolog

In der Ecke steht das leere Bett. Die Ecke wankt nicht, sie steht am Bettpfosten und bleibt bis zur Zimmerdecke aufrecht und gerade. Unsere Rücken sind krumm. Mein älterer Bruder zieht die Beine an und legt das Kinn auf die Knie. Mein jüngerer Bruder zieht die Daunendecke vom Bett und legt sie sich über den Kopf. Meine Mutter steht auf. Sie nimmt die Streichhölzer vom Tisch, zündet die Kerze an und stellt sie ins Fenster. Jetzt wissen die Nachbarn Bescheid.

Wenn ich zu lange auf einen Fleck starre, springen die Erinnerungen an meinen Vater in meinem Kopf hin und her. Ohne Sinn und Ordnung. Und meine Augen sehen statt Jessi und Alma und Katharina am Ufer der Spree meinen Vater gehen, stehen oder sitzen, mal jung, mal älter, mal nah, mal fern, immer den Kopf ein wenig schief gelegt und immer ein liebevolles Blinzeln im Gesicht. Das muss ich meinen Freundinnen nicht sagen, weil sie meinen Vater kannten. Und weil ich Jessis und Almas Väter kannte. Und Katharinas Vater fortging, als sie klein war.

Vom Fluss her zerreißt das Tuten eines Dampfers die Bilder meines inneren Blicks. Ein weißer Bug schiebt das Spreewasser zur Seite und lässt die Spanholzplättchen mit den Teelichtern taumeln, die wir aufs Wasser gesetzt haben. Die Flammen hüpfen auf und ab.

Diesseits

Nach den Krankenhausbesuchen bei meinem Vater war ich immer so traurig und von der Traurigkeit so durchgefroren, dass ich an der ersten U-Bahn-Station vorbeiging, um die nächste zu nehmen und mich durch das Gehen aufzuwärmen. Das klappte nicht. Einmal ging ich auch an der Station danach vorbei und lief durch eine Gegend, in der ich noch nie war. Hier wuchsen die Häuser als Blöcke in den Himmel. Sehr hoch und sehr gerade. Der Himmel dazwischen war quadratisch.

An einem der Häuserblöcke klebte am Erdgeschossfenster eine zerfranste Sonne aus Plastik. Ein Sonnenstudio, vor dessen Eingang eine stark gebräunte junge Frau stand. Sie hatte schwarz umrahmte Augen, sehr lange Fingernägel, eine Menge Tattoos und sah mich skeptisch an. Ohne Entschluss blieb ich einfach stehen.

»Der Kopf soll draußen bleiben und nur fünf Minuten?«, fragte mich die stark gebräunte junge Frau und guckte, als würde sie noch überlegen, ob ich nur komisch, aber harmlos oder plemplem und gefährlich war. Ich ließ die Sachen an. Ich klappte den Sonnenliegen-Deckel nicht herunter, aber das UV-Licht ging an. Das Licht war heiß und gleißend wie in einer Wüste.

Ein andermal holte Katharina mich vom Krankenhaus ab. Sie trug den alten Wollmantel, den sie schon als Jugend-

liche getragen hatte, und ihre selbst gestrickte Mütze. Den gelben Schal, den sie in ihren Händen hielt, schlang sie mir mehrfach um den Hals. Er war warm und weich und verbarg mein Gesicht bis zu den Wangen.

Das Auto, das sie sich irgendwo geliehen hatte, knatterte und schepperte und fauchte. Aus den Lautsprechern drang das letzte Lied einer festgefahrenen Dire Straits-CD: »Brothers in Arms«. Katharina hatte mir den Beifahrersitz bis auf die Rückbank nach hinten geklappt. Ich lag lang gestreckt, wie auf einer Liege, und sah durch das milchige Schiebedachglas in die flackernde Nacht.

Ich löste meinen Blick nicht vom Lichtgemisch über mir, dem Laternenlicht, Ampellicht, Fensterlicht, den Sternen, ich hatte es nicht eilig, nach Hause zu kommen.

»Wie geht's deinem Vater?«, fragte Katharina, und das Auto knatterte in ihre weiche Stimme.

»Schlecht.«

»Keine Chance auf Besserung?«

»Keine Chance.«

»Was kann ich tun, für dich? Irgendwie tun?«

»Einfach nur fahren, Katharina, von mir aus im Kreis, bis der Tank leer ist.«

Katharina bog in die Nebenstraßen und fuhr kreuz und quer und irgendwo durch die Stadt, was uns an damals erinnerte, als wir uns als Mädchen treiben ließen, durch diese und jene Straßen, helle und dunklere Kieze, auch solche, vor denen wir Angst hatten, aber in die uns die Neugier hineintrrieb, hineinzog, wie lange unsichtbare Finger eines rastlosen, unentrinnbaren Stroms.

Damals hatte ich gedacht, dass Freundschaften, die einmal sehr intensiv waren, immer intensiv bleiben würden. Dass Jessi, Alma, Katharina und ich für immer das

enge Viererkleeblatt bleiben würden. Wir hatten unser Lachen gekannt, unser Weinen und unser Fluchen. Wir hatten das echte vom künstlichen Lachen unterscheiden können. Wir hatten gewusst, welche Pullover jede von uns hatte, welche Hosen und wie viele Paar Schuhe. Als wir Hand in Hand durch die Straßen zogen, waren uns die Hände der anderen, die Feuchtigkeit in Almas Handflächen, die Unruhe von Jessis Fingerspitzen, Katharinas lange, schmale Fingernägel, vertraut gewesen.

Wir kannten den Geruch der anderen, das Haarsampoo, das Waschmittel, die Parfümpuben aus den Zeitschriften, den Schweiß. Wir kannten das Zittern in Almas Stimme, wenn sie die Fragen der Lehrer beantwortete, sogar dann, wenn sie die Antwort sicher wusste. Wir kannten Katharinas ernsthaften Blick, wenn sie einer von uns aufmerksam zuhörte oder irgendjemand anderem. Wir kannten die zusammengezogenen Augenbrauen, wenn Jessi von ihrem Vater sprach.

Heute weiß ich, dass auch intensive Freundschaften verblassen können, sich reduzieren oder ganz verschwinden. Dass man ein Stück des Weges gemeinsam gehen kann und dann doch einer einfach anders abbiegt. Dass die Tatsache, dass man viel voneinander weiß, für den, der sich gerne erinnert, ein Segen sein kann, und für den, der vergessen will, vielleicht ein Fluch.

Abschied

Meine Brüder und ich liebten unseren Vater, und unser Vater liebte uns. Das sollte das Normalste der Welt sein, ist es aber, wie ich von Jessi und Alma und Katharina weiß, und wie ich bei ihnen sehen konnte, nicht. Deren Väter produzierten Steine, anstatt sie aufzuheben, kleine und große, die sie ihnen vor die Füße und auf die Schultern legten, als wir klein waren und auch als wir größer wurden. Meine Freundinnen hatten Gewichte zu räumen und zu schleppen, die mir vollkommen fremd waren. Ich schämte mich manchmal vor ihnen für mein Glück.

Vierzig Jahre hatte ich einen ganz besonderen Vater. Vierzig Jahre Stärkung ohne Aufdringlichkeit, ohne Eifersucht, ohne Forderungen und ohne Vorwürfe. Wenn ich ihn brauchte, war er sofort da, wenn ich ihn nicht brauchte, war er nicht beleidigt. Das Wissen darum, dass er da war und mir jederzeit helfen würde, hatte ich verinnerlicht. Es floss durch meine Adern.

Auf einem kleinen Friedhof, nahe der Wohnung meiner Eltern, unter einer Birke mit flirrenden Blättern, liegt er nun begraben. Meine Brüder und ich stehen mit den Rücken an der Birke und den Schultern aneinander vor dem Grab. Hinter unserer Mutter und uns und der flirrenden Birke stehen zweihundert Leute. Sie kennen unseren

Vater als Freund, als Kollegen, als Nachbarn und irgendwie, sie kennen ihn nicht als Vater. Meine Brüder und ich drücken unsere Arme fester gegeneinander. Wir wissen, was uns verloren gegangen ist.

Später, in der Wohnung unserer Eltern, gibt es Brot und Suppe und Kaffee und Wein. Die Gäste stehen in allen Zimmern so dicht, als wäre eine Demo hineingelotst worden. Es ist auch genauso laut.

Ich schlüpfte aus der Küche durch die niedrige Tür in die winzige Kammer daneben. In dieser Kammer ist nur die Waschmaschine eingezwängt, und wenn man sich hinaufzieht, sieht man durch ein windschiefes schmales Fensterchen die tippelnden Tauben auf dem Hinterhof. Nach der ersten OP hatte ich Sonnenblumenkerne auf das Fensterbrett vors Fenster von Vaters Krankenhauszimmer gestreut. Er konnte noch ein wenig den Kopf drehen, es kamen Spatzen und Meisen und eine Amsel.

Vorsichtig geht die Tür auf, mein jüngerer Bruder sieht mich an, mein älterer Bruder steht dahinter. Ich rutsche so dicht es geht gegen das Fensterchen und schlage die Beine übereinander und die Arme umeinander, um meinen Brüdern Platz zu machen.

»Wo ist eigentlich Erik?«, fragt Mikis, mein jüngerer Bruder.

»Passé.«

»Passé?«

»Seit wann?«, fragt Jakob, der ältere.

»Nach Papas zweiter OP. Kommt's dicke, kommt's noch dicker.«

»Und du sagst nichts ...« Meine Brüder schütteln

die Köpfe, blasen die Backen auf und ziehen die Augenbrauen hoch, wie sie es früher getan haben, wenn sie ein Geheimnis gelüftet oder eine Geschichte erfahren hatten, die zurücklag, in denen sie mir irgendwie hätten beistehen wollen.

»Du kannst mit zu uns kommen, wenn du magst«, schlägt Jakob vor, »Hanne und die Kinder würden sich freuen!«

»Oder zu uns«, sagt Mikis.

»Danke, danke, ich hab eine Wohnung. Wie geht's Klärchen?«, frage ich Jakob. »Gut. Wir haben alles ambulant machen lassen, der Bruch ist gut geschient und gut verpackt. Das heilt zu Hause. Hanne verwöhnt sie. Und Max und Lotti haben alle Pixie-Bücher zu ihr ans Bett geschleppt und lesen ihr vor. Max tut zumindest so, als könnte er schon lesen.«

Meine früheste Kindheitserinnerung ist schrecklich und schön zugleich: Mein Vater löst die Mullbinden von meinen Handgelenken, mit denen ich am Krankenhausbett fixiert bin, damit ich nicht aufstehen kann, und die sich bei jeder kleinen Bewegung fester ziehen. Er hält die Plastiktasse mit dem rauen, abgeplatzten Schnabel an meinen Mund, an die ich nicht herankam. Und ich trinke und trinke. Zwei im weißen Kittel reden energisch auf ihn ein, schimpfen, als er mich hochnimmt und mit mir zur Tür geht: »Gegen ärztlichen Rat, Herr Bauer, gegen ärztlichen Rat«, und mich hinausträgt, aus dem weißen Zimmer, dem langen Flur, durch die breite orangefarbene Glastür, durch den sommergrünen Park, durch tausend Straßen, bis nach Hause. »Atte katte nuwa«, singt mein Vater mir leise ins Ohr, »atte katte nuwa, emi, sademi,

sadula misa de ...« Ich war damals so alt wie das jüngste Kind von Jakob, so alt wie Klärchen jetzt, erst zwei.

»Ihr seid auch tolle Väter«, sage ich.

Mikis krümmt sich, er lehnt den Kopf auf meine Schulter und greift sich einen Daumen von mir und einen Daumen meines älteren Bruders, wie früher, als er drei oder vier Jahre alt war und schlechte Träume hatte. Seine Hand ist kalt. Ich drücke meine Stirn gegen das Fensterglas und sehe die Tauben verschwommen über den Hof spazieren. Wir hören die Stimmen der Gäste als Rauschen vor der Tür. Mal stößt ein Ellenbogen dagegen, mal ein Schuh. Meine Schulter wird nass.

»Wird das irgendwann mal besser?«, fragt Mikis.

In meiner Brust schwingt ein schweres Eisen, in meinem Hals klemmt ein Knoten, in meinem Kopf entsteht ein Bild meines jüngeren Bruders als Kind. Er kam nach seinem ersten Schultag nach Hause, seine Haare waren damals noch lockig, wie die unseres Vaters, sein Körper spindeldürr, seine Augen groß, der Ranzen schwer. Er stellte genau dieselbe Frage: »Wird das irgendwann mal besser?« Damals konnten wir nicken und sagen: »Ja, irgendwann«, und unsere Schokolade mit ihm teilen.

»Ich weiß nicht«, antworte ich diesmal.

Und Jakob sagt: »Ich denke nicht.«

Wir schweigen. Wir klemmen in der Kammer auf der Waschmaschine aneinander zwischen den Wänden. Wir spüren den Atem, den Puls voneinander, als gäbe es nur den einen. In der Küche fällt ein Glas, wir hören das Klirren auf dem Boden, das Scharren der Schuhe, das Klappern der Kehrschaufel. Kurz Stille, dann wieder Gemurmel.

»Und du, Schwesterchen, wärst eine tolle Mutter.«

»Zu spät.«

»Heutzutage doch nicht.«

»Ist gut.«

»André hat nach dir gefragt.«

»Ist gut jetzt.«

Ich will nicht daran denken, wie Erik zur Tür gegangen ist. In der Jacke, den Jeans, den Schuhen, wie jeden Morgen, aber mit den zwei großen Rollkoffern, unserer Lampe und seinem Rucksack. Er legte den Schlüssel auf die Kommode, sah an mir vorbei und dann auf seine Schuhe. An seinem Rücken hing ein loses blondes Haar von mir. Die Tür schlug zu.

Ich will nicht daran denken, dass ich mir ein Kind mit ihm hätte vorstellen können, an die große Hoffnung und Zuversicht Richtung eigener kleiner Familie, die mit ihm in mein Leben gekommen war und jetzt ging. Einfach wieder ging.

Vielleicht hatte irgendein Gott beschlossen, dass es mit dem Glück für mich jetzt mal genug sei. Hatte vor einem Jahr gedacht: Zu viel des Guten. Mein Vater wurde ganz plötzlich krank. Dass es nicht Heilung, nur etwas Aufschub gäbe, wurde uns vom ersten Tag an mitgeteilt. Wir kamen mit dem Verstehen nicht hinterher, aber funktionierten, wie aufgezogen. Mir kommt es vor, als wäre es gestern gewesen, dass er in seinem liebevollen Blick ein dünnes Flackern zu verstecken versuchte und sich an den Nacken fasste und uns ansah, als ob er sich entschuldigen müsste.

»Wird deine Ausstellung stattfinden?«, fragt Jakob.

»Ja«, sage ich, »auch wenn ich die Bilder nicht mehr sehen kann.«

Ich hatte an der Bilderserie zu arbeiten begonnen, bevor mein Vater krank geworden war. Ich wusste nicht, dass mir die leuchtenden Farben, die geschwungenen Formen und zarten Linien bald in die Seele stechen würden. Die Bilder sind nicht mehr schwungvoll und fröhlich, sie sind höhnisch. Und ihre spöttischen Blicke richten sich auf mich mit dem ersten Schritt über die Schwelle.

Das ganze Atelier ist seit der Diagnose meines Vaters auf der Seite der Bilder. Das große helle Fenster, der Ofen, die Staffelei, sogar die Kaffeekanne. In allem steckt seitdem das höhnische, von oben herab- und von unten heraufschauende Grinsen. Nur dass der Kiez drum herum heruntergekommen ist, das letzte unsanierte Stückchen Prenzl' Berg, melancholisch und unperfekt, beruhigt mich.

»Lasst uns doch bald mal wieder Musik zusammen machen«, sagt Jakob. »Wir haben Strom in die Scheune gelegt, es ist Platz, man kann alles anschließen. Die Ferienwohnung ist frei und auch die Dachkammer, wäre doch schön.«

Wir nicken.

»Kommt einfach öfter, ja? Tick, Trick und Track.«

Nach Vaters Diagnose war mein älterer Bruder jeden zweiten Tag aus der Uckermark nach Berlin gefahren und saß mit uns im Krankenhaus. Wir waren immer zu zweit oder zu dritt da. Unsere Mutter kam morgens und abends. Vaters Bett Nachbar gewöhnte sich an uns, schließlich grüßte er uns grinsend, wenn wir kamen. Der Bett Nachbar hatte nur einen gutartigen Tumor, schlimme Zuckerwerte und eine versteckte Kuchenschachtel unterm Bademantel im Schrank. Mein Vater konnte nicht

mehr sprechen, aber über die Kuchenschachtel lachte er. Der Bett Nachbar zeigte sie ihm: »Du kannst es ja nicht mehr verraten, Kumpel.«

Mein Vater redete mit Händen, Füßen und Blicken. Wir interpretierten mit Logik, Verstand und Emotion. Und mit der Vertrautheit der vergangenen Jahrzehnte. Wir diskutierten manchmal ewig darüber, was er meinen könnte. Vaters Bett Nachbar nannte uns »Tick, Trick und Track« oder »Die drei Fragezeichen«, und manchmal klatschte er. Und mein Vater lächelte erschöpft, wenn einer von uns schließlich aussprach, was er uns mühsam hatte mitteilen wollen.

»Warum ausgerechnet er?«, fragt Mikis, »warum nicht all die Brutalos, Folterer, Diktatoren?!«

»Die brauchen wohl gerade einen Guten da oben ... bei dem, was so los ist in der Welt.«

Wir hören ein leises Klopfen an der Tür, aber keiner von uns kann sich rühren.

»Wir kommen gleich«, ruft Jakob.

Unterm Fenster tippeln die Tauben auf und ab. Eine fliegt auf.

»Scheiße«, flüstert Mikis, »ist doch absolute Scheiße.«

Nachdem die Gäste gegangen sind, ist die Wohnung so chaotisch und unsere Mutter so müde, dass sie sich mit ihrer besten Freundin und einem Glas Wein auf den Fußboden legt und meine Brüder zusammen mit Steffi, der Frau meines jüngeren Bruders, und ihrem großen Sohn Paul um sie herumschleichen und Teller und Gläser aufräumen. An der Wand neben der Spülmaschine, aus der ich das saubere Geschirr nehme, hängt ein Foto meiner Eltern von vor einem Jahr. Lächelnd, Hand in Hand, und

die Sicherheit im Blick, sich nicht mehr zu verlieren. Ich muss mich wegrehen.

»Willst du wirklich nicht mit zu uns?«, fragt Jakob.

»Oder zu uns?«, werfen Steffi, Paul und Mikis direkt ein.

»Ich bin noch verabredet.«

»Oh! Schön!«

»Nicht so, wie ihr denkt, Jessi ist da.«

»Bei dir? Warum ist sie nicht hier?«

»Nicht bei mir. In der Stadt. Arbeitstermine. Zur Beredigung konnte sie nicht.«

»Okay. Pass auf dich auf, Sunny! Bis bald.«

»Bis bald, ihr Lieben.«

In der S-Bahn lehne ich den Kopf an die Scheibe und stelle mein Handy an. Keine Nachricht von Jessi. Ich schließe die Augen und denke an den Abend am Ufer der Spree vor drei Wochen. Jessi kam im Business-Kostüm, auf hohen Absätzen über die aufgeweichte Wiese, so elegant und stolperfrei, als wäre es ganz alltäglich. Sie lächelte, wir hatten uns ewig nicht gesehen.

Ihr braunes Haar war jetzt rotblond gefärbt, und an den Mundwinkeln saßen erste kleine Fältchen, aber unter den sorgfältig geschminkten Augenlidern flackerte der gleiche helle Blick wie früher. »Ach, Sunny, es tut mir so leid!« Alma verteilte Spanholzplättchen und Filzstifte. »Schreibt was Schönes an den Rand, in die Mitte kleben wir die Teelichter.« Katharinas Augen irrten vom Holzplättchen in ihrer Hand zur Spree. »Ich kann's nicht glauben«, sagte sie, »ausgerechnet dein Vater.«

Vor das Bild der vierzigjährigen Jessi im Business-Kostüm schiebt sich das Bild der zwölfjährigen Jessi, die wie

Katharina, Alma und ich neu an die Schule am Torbogen kam, im Westteil unserer seit einem Jahr wiedervereinigten Stadt. Jessis Halbschuhe waren zu groß für ihre Füße. Sie kam in die Aula und hob die Schuhe nicht an beim Gehen, um sie nicht zu verlieren, schob ihre Schritte voreinander übers Parkett, wie auf einer Schlittschuhbahn.

»Hier«, rief ich, »hier ist noch ein Platz frei.« Da blieb sie stehen, da musterte sie mich mit ihrem hellen Blick von oben bis unten. »Ich bin auch neu.« Jessi zog ihre Hände in die Ärmel. »Jessica«, sagte sie. Dann setzte sie sich neben mich, zweite Reihe, ganz links an den Rand, ihr rechter Pulloverärmel verrutschte ein wenig. Ich sah feine weiße Linien quer über ihrem Unterarm und hörte den Schulleiter: »Guten Morgen, liebe Schüler und liebe Neue aus der DDR.« Ich guckte nach vorne, zur Bühne, wo der Schulleiter so klein war, dass ich über den Köpfen der Reihe vor mir nur seine glänzende Stirn sah.

Und ich muss an meinen Vater denken, wie er sein Buch zur Seite legte und mich aufmerksam ansah, seine immerwährende Ruhe und einen traurigen Ernst im Blick, als ich ihn nach Jessis Unterarmen fragte.

Mein Handy klingelt.

»Jessi! Schön, dass du anrufst, ich steig jetzt in den Bus und bin dann gleich zu Hause.«

Jessi trägt um ihre Unterarme mittlerweile Schlupfstulpen aus Seide. Alma hat sie ihr genäht. Ich erinnere mich daran, dass ich sie das erste Mal an Jessi sah, als sie sagte, sie gehe nach Frankfurt.

»Sunny ...« Die S-Bahn fährt quietschend in den Endbahnhof ein. Vor mir Menschen, die aussteigen, hinter

mir Menschen, die aussteigen, ich mittendrin. Ich werde mitgespült, den Bahnhof entlang. Die verlassene S-Bahn drückt von hinten, die Bushaltestelle zieht von vorne. Ich kann Jessis Stimme nicht hören, presse das Handy fester an mein Ohr.

Mein Ohr versucht sich zu konzentrieren, alles andere auszublenden. Mein Ohr zweifelt an den Worten, die es aufschnappt. An Jessis Worten. Weil es nicht glauben kann, dass Jessi unser Treffen gerade absagt, ausgerechnet heute, dass sie gleich wieder in ihr Meeting zurückmuss, sie wüsste nicht wie lange, open end sozusagen, und morgen früh gleich wieder raus, zurück nach Frankfurt, leider.

»Es tut mir leid, Sunny. Ich bin bald wieder in Berlin. Nimm's mir nicht krumm, ja? Du bist doch die Stärkste von uns vieren, das Glückskind, du packst das schon. Sunny? Sunny??«

Der Bus steht an der Haltestelle. Ich steige vorne ein, gehe einmal hindurch und steige hinten wieder aus. Und laufe.

Das beruhigt mich. Und vor die Enttäuschung über die Absage der viel beschäftigten Jessi rutscht die Erinnerung an die anderen Jessis, die, die mit Ende zwanzig Angst hatte, ihr Studium nicht zu schaffen, und bei McDonald's jobben musste, die, die beim Feiern kein Ende fand und immer das entscheidende Glas zu viel trank. Die, die als Teenager aus dem Fenster kletterte und dabei fiel, aber nicht schrie, um unser Treffen nicht zu gefährden. »Wenn man so Hürden hat wie ich«, sagte sie damals, »gewöhnt man sich ans Fallen und Wieder Aufstehen. Und wenn die Hürden immer höher werden, werden die Beine immer länger.« Und ich denke an die Jessi,

die in der Aulatür stand und mit schlurfenden Schuhen übers Parkett ging.

Alma war auch in der Aula. Sie saß schräg vor uns und schaute hoch zur Bühne. Sie hielt einen spitzen Bleistift in der Hand. Auf ihren Knien lag ein weißer Block. Sie machte sich Notizen, während der Schulleiter sprach. »Streberin«, flüsterte der Junge neben ihr, riss ihr den Block weg und las. Almas Blick blieb dabei zur Bühne gerichtet, ihre Hand erstarrte. Also trat Jessi von hinten gegen die Wade des Jungen. Der Junge sah sich um, und ich zog den Block weg. Die Schrift darauf war gleichmäßig und schön. Nicht rund, wie viele Mädchenschriften, nicht kantig, wie die der meisten Jungs. Jetzt drehte Alma sich um, und wir lächelten uns an.

Katharina habe ich erst später wahrgenommen. Als aus dem blassen, unscheinbaren Mädchengesicht aus der hintersten Klassenzimmerbank ein überraschend klarer Widerspruch zu einer Behauptung der Lehrerin kam, mit dem keiner gerechnet hatte. »Intelligenz und Wissen sind aber zweierlei, Frau Merz. Wer alle Bücher zur Verfügung hat, ist nicht zwangsläufig klug, der, der sie nicht hat, nicht zwangsläufig dumm. Ein Ossi ist nicht dümmer als ein Wessi, Klugheit und Dummheit gibt es überall.«

Der unsichtbare Riese

Ich bin jetzt schon öfter zum Friedhof gefahren. Jedes Mal sah ich meine Mutter durch den Zaun. Ihre ausgestreckten Arme pflanzten kleine, zarte Blumen, der Saum ihres Mantels war voller Sand. Es war mir nicht möglich, durch das offene Tor und an der Kapelle entlang zum Grab zu gehen. Jedes Mal zog sich eine Schlinge um meinen Hals zu, und ein unsichtbarer Riese schlug mit einem Vorschlaghammer blindlings auf mich ein.

Ich bin immer früh dort, meine Mutter wäscht sich am Friedhofsbrunnen die Hände und geht dann zu Fuß zur Arbeit. Einmal trat ich zwischen den Autos hervor, hinter denen ich gestanden hatte, und winkte. Wir gingen eine Viertelstunde gemeinsam, bis zu der Ecke, wo im Souterrain eines alten Backsteinhauses der Teeladen ist, in dem meine Mutter Tee und Teeblätter verkauft und frischen Tee serviert. Ich wartete noch, bis sie die Tür aufschloss und mir der irrlichternde Duft von tausenderlei Blüten, Blättern und Kräutern entgegenfloss, dann ging ich zur S-Bahn.

»Lass das doch alles einmal raus, Sunny. Dann geht's dir besser.«

»Geht nicht. Hilft nicht.«

»Kannst du nicht weinen?«

»Klar kann ich weinen. Einmal habe ich es bis ans Grab

geschafft. Der unsichtbare Riese, der auf mich wartet, hat auf mich eingeschlagen und nicht wieder aufgehört, und ich habe geheult wie ein Schlosshund und nicht wieder aufgehört. Drei Stunden, dann bin ich nach Hause gefahren. Alles rauslassen funktioniert bei mir nicht, weil dieses ›alles‹ anscheinend nie zu Ende ist, ein Fass ohne Boden, ein Brunnen, der nicht versiegt.«

»Mir hilft das Weinen.«

»Mich dreht's nur durch die Mangel.«

»Da sind wir wohl verschieden.«

»Macht doch nichts, Mama.«

Der Verlust meines Vaters schmerzt mich so sehr, dass er nicht mit Tränen herauszuwaschen ist. Auch nicht zu betäuben. Die Tränen sind ein Strudel, der mich hinabzieht, und die Ruhe darin ist nicht sanft. Nur die Möglichkeit zu verdrängen hilft mir und lässt mich weiter einen Schritt vor den anderen machen. Das letzte Foto meines Vaters kann ich mir nicht aufstellen, auch wenn andere das nicht verstehen können. Seine Augen schauen, sein Mund lächelt. Die Traurigkeit ist nur ein Hauch darin und doch anwesend genug, um mich die Ohnmacht spüren zu lassen, die schon ein Teil von ihm war, weil er wusste, er würde nicht aufhalten können, was kommt, und uns allein lassen müssen, und die jetzt ein Teil von mir ist, weil ich nicht aufhalten konnte, was kam und er nicht mehr da ist.

Bilder

Das erste Mal seit Vaters Beerdigung betrete ich jetzt mein Atelier. Es ist stockdunkel, und alle Bilder sind es auch, denn ich lasse die Lampen aus. Ich ziehe mir trotzdem mein Arbeitshemd an, schiebe mir trotzdem eine Leinwand zurecht. Getrocknete Farbe liegt glatt auf der Palette, die Tuben fühlen sich kühl an in meiner Hand. Ein Auto fährt vorüber. Es streicht einmal Licht über alles. Ein bewegliches Licht, einen langen, erst länger und dann wieder kürzer werdenden Fleck. Huscht über die leere große Leinwand und verschwindet in der Ecke aus dem Raum. Ich strecke meine Hand aus und taste nach einem Pinsel. Und taste mit dem Pinsel auf der Palette die frische Farbe. Und taste mit der Farbe am Pinsel über die Leinwand.

Auf dem Weg vom Atelier nach Hause begleitet mich ein Gedankenschleier. Erinnerungen an meinen Vater schweben durch meinen Kopf. Das letzte Krankheitsjahr drängt sich länger und dominanter auf als all die schönen Jahrzehnte zuvor.

Ein Ball rollt vor meine Füße, und ich stolpere. »Entschuldigung«, ruft eine Stimme. Neben dem Weg ist ein Spielplatz, der gehört am Vormittag den kleinen Kindern, am Nachmittag den älteren Kindern und am Abend den Jugendlichen. Der Spielplatz ist zu jeder Uhrzeit ein an-

derer. Die Holzburg ist am Vormittag ein unbezwingbarer Koloss im weiten Sand, am Nachmittag ein Kletterparadies, am Abend Torwand, Trimpfad und Sitzgelegenheit. Ich werfe den Ball in die Dunkelheit, irgendjemand fängt ihn.

Ich bleibe stehen und zünde mir eine Zigarette an. Dann erinnern mich die Türme der Holzburg, die schwarz im Abendhimmel stehen, die Fahne, die auf einem von ihnen flattert, an das Holzschiff. An das Spielschiff, das mein Vater uns einmal gebaut hat, in unserem Kinderzimmer, Tag für Tag und Monat für Monat und Stück für Stück.

Immer, wenn wir von unserem Sommerurlaub an der Ostsee zurückkamen, vermissten wir das Meer und den Strand und die Schiffe, weil wir nicht wieder in den Alltag, die Schule und den Herbst zurückwollten. Dann wurde mein Bruder Jakob sehr ernst, mein Bruder Mikis krank und ich wütend, jedes Mal. Irgendwann brachte mein Vater ein großes Brett mit nach Hause. Er würde uns ein Holzboot bauen, zum Spielen, versprach er, als Erinnerung an den Urlaub, die Sonne und das Meer. Wir umringten ihn neugierig und guckten.

Jeden Tag brachte mein Vater nun ein Stück Holz, ein Brett oder ein abgebrochenes Stuhlbein mit nach Hause. Manchmal auch nur eine Schraube oder einen Nagel. Es gab ja in Ostberlin damals keine Baumärkte, alles wurde am Straßenrand gefunden oder abgezweigt. Obwohl es über ein Jahr dauerte, bis unser Boot fertig war, verfolgten wir jeden Hammerschlag, jeden Handgriff, jede veränderte Nuance genau und gespannt. Und mit Geduld.

Während ich an meiner Zigarette ziehe, während ich am Burg-Spielplatz vorbei und von ihm weg durch die

Straßen gehe, während ich einem betrunkenen Mann ausweiche und die große Kreuzung überquere, während ein Lastwagen erschreckend laut einen Motorradfahrer anhupt und ein Hund zu bellen anfängt, entsteht vor meinem inneren Auge unser Holzschiff im Kinderzimmer, der Bug zum Fenster ausgerichtet, ein deckenhoher Mast mit einem blauen Segel und einem roten Fähnchen, drei Kojen mit Bullaugen aus altem Fensterglas, eine geknüpfte Strickleiter, ein Steuerrad.

Wir kletterten jeden Tag bis zur Erschöpfung auf unserem Schiff herum. Wir brachten alle drei unsere Schätze, zerbrochene Schlüssel, Glasmurmeln, Silberdraht oder sonst was in den Kojen unter, flüsterten und fühlten uns auf einer besonderen, geheimen Reise. Wir wollten die Meere erforschen, auch die, die außerhalb der DDR lagen, die mit den Palmen und den springenden Delfinen. Und immer genau dann, wenn unsere Mägen knurrten, stand unsere Mutter im Zimmer und reichte Butterbrote und die gluckernde, orangefarbene Thermoskanne über unsere Reling.

Ich hole mein Handy aus der Tasche, bleibe stehen, schreibe eine Nachricht an Jakob und Mikis: »Könnt ihr euch noch an unser Schiff erinnern?«, gehe weiter, weiche einem Fahrrad aus, gucke erneut aufs Handy.

Mikis hat schon geantwortet: »Na klaro!«

Jakob schickt ein Foto aus seinem Garten mit einem riesigen Holzschiff, Rutsche und Schaukel. »Habs nachgebaut, nur etwas größer.«

»Wie toll«, schreibe ich.

»Tausendsassa«, schreibt Mikis, »wann werden wir eingeladen?«

»Jederzeit, und diesmal lasse ich euch auch an das Steuerrad, versprochen!«

Ich biege in meine Straße, sehe das Licht einer kapputten Laterne flattern und gegenüber, auf der anderen Straßenseite, einen Mann an einen Baum pinkeln, seelenruhig, als wäre er alleine in dieser Straße, in dieser Stadt, in dieser Welt. Als wäre die nächste Kneipe, die nächste öffentliche Toilette meilenweit entfernt, statt an der nächsten Ecke.

Über dem Mann reckt sich eine Skulptur in den Himmel. Es ist der Straßenbaum, der seine Zweige vor die erleuchteten Fenster eines Hauses streckt und einen zerrissenen Drachen zwischen seinen Herbstblättern hält. Ein Fenster hat einen gelben Vorhang, ein Fenster hat einen weißen Vorhang, ein Zimmer hat eine große, runde, orangefarbene Lampe. Ein krummer Ast geht über in das hohe Rechteck eines Schornsteins, eine Astgabel reckt sich an einen vorspringenden Balkon. Es fließen Linien und Blöcke ineinander. Farben und Schattenspiel.

Schon als Kind faszinierten mich solche Momentaufnahmen, deren zufällige Schönheit vergänglich war und von niemandem geplant. Dass der, der es sieht, den Moment in sich aufnehmen kann und mit sich mitnehmen und vielleicht ein andermal wieder hervorrufen, irgendwo und irgendwann.

Um- und Aufbrüche

Einen Tag nach der Maueröffnung, als die Menschen- und Autoschlangen noch immer endlos waren, reihten sich meine Eltern mit meinen Brüdern und mir auf der Rückbank in unserem Trabi auf der Bornholmer-Brücke Richtung Westberlin ein. Wir warteten lange, aber wir hatten Geduld, weil wir alle beieinander und weil wir neugierig waren. Wir beobachteten alles um uns herum, saugten jeden Eindruck auf, die Gesichter, die skeptisch aussahen, die Gesichter, die jubelten, die Gesichter der Betrunknen und die der Soldaten. Mein älterer Bruder war dreizehn Jahre alt, mein jüngerer zehn und ich elf, und wir fingen eine Süßigkeitentüte mit grünen, süß-sauren Fruchtgummiringen.

Der Wedding hatte ähnliche Häuser und Straßen wie unser Prenzl' Berg, nur schien alles greller, voller und unübersichtlich. Wir hatten noch nie so viele Leuchtschilder und Reklamen gesehen, wir versuchten im Vorbeifahren die halb zerrissenen, herunterhängenden Plakate zu verstehen. Die Leute im Wedding hatten es alle ziemlich eilig, manche sahen unseren Trabi, winkten und blieben kurz stehen. In der Hand etwas Essbares oder Plastikflaschen oder Getränkedosen oder Plastiktüten, große und kleine, in allen Farben.

Die verschiedenen Grautöne von Prenzl' Berg, die leeren Gehwege und wenigen Autos waren das ruhige Ge-

genbild des neuen Nachbarbezirks, in dem die Hektik nie ein Ende fand. Ich war überrollt von dem Tempo und den Gegensätzen dort drüben, dem Sehr-Reich neben dem Sehr-Arm, dem Sehr-Sauber neben dem Sehr-Schmutzig, dem Sehr-Hässlich neben dem Sehr-Schön.

Als wir wieder zu Hause waren, sah ich vom Fenster aus auf unsere Straße, und beunruhigende Gedanken zogen durch meinen Kopf. Mein Vater sah es und legte seine Hand auf meine Schulter. »Es wird sicher gut werden«, sagte er, als wüsste er, was ich dachte. »Es ist ein Neuanfang für beide Seiten. Alle können jetzt voneinander lernen und beraten, wie sie leben wollen. Und wie nicht.«

Ein Jahr später war unsere Straße voller neuer Autos, voller neuer Geschäfte, voller Reklame und voller neuer Menschen. Denn niemand hatte die Geduld, die es für einen wirklichen, gemeinsamen Neuanfang gebraucht hätte. Die Hektik stob wie eine Welle durch unsere Straße und ließ nur die Anpassungsfähigsten oben schwimmen.

Mein Vater kam in dieser Zeit von einem Elternabend unserer Schule. »Die wollen nichts ändern an ihrer Pädagogik, die wollen nur andere Hemden, neue Autos und verreisen und sonst alles so lassen wie bisher.« Er riet uns, auf eine der Schulen zu wechseln, deren Schulhöfe Fahnenappelle nie gekannt hatten.

Als ich dann aber auf einer dieser Schulen war, der »Schule am Torbogen« im Westen der Stadt, war ich froh, Jessi, Alma und Katharina zu treffen, die hier genauso fremd waren und wie ich Fahnenappelle gekannt hatten. Die Erinnerung an eine Prozedur, die Alma gemocht, Katharina geschwänzt und Jessi und ich gehasst hatten, aber die wir gemeinsam hervorrufen konnten, verband uns.

Es vergingen nur wenige Wochen, dann zogen wir zusammen durch fremde Straßen.

»Wenn wir zu viert sind, werden wir nicht gekidnappt«, erklärte Alma, holte ein Wollknäuel aus ihrem Rucksack und band an jeder Ecke, um die wir bogen, ein Stück blaue Wolle an einen Laternenpfahl oder an einen Strauch. Wir anderen lachten anfangs darüber, bis Alma ihre Markierung einmal wegließ und uns aufforderte den Weg zurückzufinden, nur aus dem Gedächtnis.

Unseren Vätern und Müttern sagten wir, wir hätten lange Schule. Ich hätte ehrlich sein können, ich hätte einfach sagen können: »Wir erkunden die Gegend, die neue und die alte, ein Viertel nach dem anderen«, ich hätte gehen dürfen. Aber es war eine Lüge um der anderen willen, eine Lüge, um den neuen Freundinnen näher zu sein. Hätten sie zu Hause gefragt, hätte Jessi nicht gedurft, Alma nicht gesollt und Katharina es nicht mehr übers Herz gebracht.

Vielleicht ahnten meine Eltern trotzdem, dass nicht stimmte, was ich ihnen sagte. Ich spürte ihre Blicke länger in meinem Gesicht. Ich sagte: »Was is?«, und drehte mich um. Meine Mutter seufzte und zog eine Telefonkarte aus ihrem Portemonnaie, mein Vater lächelte. »Sunny, wenn mal irgendwas ist, kann ich dich abholen, ganz egal wann oder wo.«

Wir zogen durch Brachen und Straßen, und wohin wir auch kamen, schienen sich die Häuser und Hallen und Höfe für uns zu öffnen. Jedes Tor und jede Tür, gegen die wir uns mit unserer vierfachen Kraft, vierfachen Neugier und vierfachen Sorglosigkeit stemmten, ging auf.

Einmal gelangten wir durch einen ersten und einen

zweiten auf einen dritten Hinterhof, in dem ein dreistöckiges Haus mit flachem Dach und langem Schornstein stand. Die Fenster des Hauses, allesamt sehr hoch und sehr breit, waren alle zerbrochen.

»Eine Fabrik«, sagte Katharina, »früher.«

»Was für eine?«, fragten wir.

»Lasst uns reingehen, dann wissen wir es.«

Es war kein Mensch zu hören oder zu sehen, und wir stiegen durch ein Fenster in das Gebäude, Glas knirschte unter unseren Schuhen.

Wir waren nicht die Ersten. In der Halle, in die wir gelangten, standen Bierkästen, Hocker und Pappkartons im Kreis um einen Blecheimer mit kalter Asche. Auf einer eisernen Maschine, die wir nicht identifizieren konnten, standen leere Flaschen, und an den Türen der Spinde, die offen und schief an den Wänden lehnten, lasen wir Sprüche und Namen. Die Spinde, die Regale, die Tische, alles war leer, aber so, als wäre die Halle schnell und planlos verlassen worden und nur hier eine Jacke hängen geblieben, dort ein Becher vergessen worden, da ein Bleistift hinuntergerollt.

»Was auch immer die hergestellt haben, hier is nix mehr davon übrig«, sagte ich.

Aber was genau das für eine Fabrik war, war uns auch nicht mehr wichtig, alles lag wie in einem Dornröschenschlaf und sah friedlich und unheimlich zugleich aus. Die Fenster waren zerbrochen. In den Türen klafften große und kleine Löcher. Zeitungspapier raschelte, glitt von einem Tisch, auf einen Stuhl, in eine Ecke. Eine Schranktür und eine Spindtür klapperten, ein Gurt, ein Kabel, ein Karton. In dem Sonnenlicht, das durch die Fenster fiel, sahen wir den Staub, der in der Luft hing, Scherben, die

auf dem Boden glitzerten. Ein langes Förderband hatte an einem Hebel einen Messingbeschlag, der kurz aufblitzte wie Gold, wie ein eigenständiges Licht.

Als Jessi in Richtung Hebel ging, drohte Alma, sofort abzuhaufen, wenn Jessi den Hebel bediente. Jessi lachte, hielt aber inne, weil wir hinter uns plötzlich schwere Schritte hörten. Wir drehten uns um, sahen eine Frau auf uns zukommen und stellten uns eng aneinander.

Die Frau, die herankam war groß und massig und sagte:

»Das läuft noch wie geschmiert. Das läuft noch wie gestern. Das hätte noch ewig weiterlaufen können.«

Sie betrachtete das Förderband, die lange Schräge, die links unten in einer Öffnung in der Wand begann und rechts hoch oben in einer Öffnung unter der Decke endete. Dann bediente die Frau plötzlich den schimmernden Hebel, und das Förderband ratterte los.

Wir blieben eine ganze Weile still in der Halle stehen, sahen das Förderband hinauf- und hinabfahren, den wild wirbelnden Staub, die große, massige Frau. Alma und mir stiegen Tränen in die Augen, weil alles so feierlich und traurig wirkte. Katharina begann eine Melodie zu summen, und wir stimmten alle leise mit ein. Wir legten unsere Arme umeinander und summten, bis die Frau den Hebel wieder nach unten drückte und das Förderband ruckartig anhielt.

Wir klatschten in die Hände. »Bravo!«

Die Frau drehte sich um, und ihre Augen flatterten, als müssten sie uns suchen und fokussieren, dann lächelte sie »Ab nach Hause, ihr Kleenen.«

In den meisten leer stehenden Häusern, in die wir gelangten, waren wir nicht alleine, und wir entschieden ge-

meinsam: »Bleiben oder weiterziehen«, denn manchmal waren die Leute sympathisch, manchmal unsympathisch, die Stimmung fröhlich oder aufgeladen, und wir wussten, wir würden immer etwas anderes entdecken, wenn wir weiterziehen würden.

Gar nichts

An einem Sommerabend fuhr mein Vater mit unserem Traubi in die Nähe eines besetzten Hauses, das er trotz meiner wirren Beschreibung gefunden hatte und half uns, einer nach der anderen, ins Auto. In der leeren Konservendose, die Jessi immer noch vor ihren Mund hielt und sich nicht aus den Händen nehmen ließ, stank ihr Erbrochenes, und Alma wimmerte in ihre Jacke, die sie wie ein Kissen umklammert hielt. Die kalkweiße Katharina, die ständig »Mir ist kalt« schlotterte, schob ihre zitternden Finger unter meine Knie, wo ich durch meine Hosenbeine hindurch spürte, wie sehr sie fror.

Ich musste kichern. Ich konnte es nicht verhindern, rutschte nur, während ich Jessi, Alma und Katharina ansah, mehr und mehr in eine Wahrnehmung, die ulkig war, ein skurriles, verrücktes Theater und so lustig, dass mein Kichern anschwell und zu einem nicht enden wollenden Lachen wurde, obwohl mein Vater zweimal ganz deutlich meinen Namen sagte.

»Wo wohnen die drei?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Nein!«, krächzte Jessi.

»Bitte nicht«, wimmerte Alma.

»Mir ist kalt«, sagte Katharina.

An diesem Abend betraten Jessi, Alma und Katharina zum ersten Mal unsere Wohnung, unsere Küche, auf

deren selbst gezimmerter, mit vielen bunten Kissens belegter Eckbank meine Brüder beim Abendbrot saßen und staunend zur Seite rückten, als wir hereinkamen.

Normalerweise, wenn irgendjemand mit einem Problem zu uns kam, ging meine Mutter zielgerichtet zum Teeregal und wählte aus ihren Dutzenden, fein säuberlich beschrifteten Teedosen. Aber diesmal ging sie zum Herd und kochte Kaffee.

Ich musste immer wieder plötzlich lachen, immer wieder schluchzte Alma, und Jessi ließ sich von meiner Mutter die Dose aus der Hand nehmen und einen Plastikeimer reichen und Katharina eine Wärmflasche. Mein Vater sagte mit der immer gleichen Ruhe und der immer gleichen Stimme: »Alles wird gut, ihr Lieben, gleich wird es besser.« Der schwarze Kaffee rann bitter durch unsere Kehlen. Die Küchenuhr schob die Zeit voran.

Meine Brüder blieben am Tisch. Meine Eltern gingen mit dem Zettel, auf dem drei widerstrebend hingekritzelt Telefonnummern standen, zu unserem Wählscheibentelefon im Flur, um die Eltern der Freundinnen zu beruhigen. Jessi, Alma, Katharina und ich waren auf eine sehr müde Art und Weise klarer und wacher geworden. Plastikeimer, Wärmflasche, Rotz und Lachen waren uns jetzt genauso peinlich, wie die ständig an uns gerichtete Frage, was wir getrunken oder geraucht hätten, obwohl wir mehrfach hoch und heilig versichert hatten: »Gar nichts!«

Mein älterer Bruder übernahm das Fragen, als meine Eltern im Flur waren und sagte, dass er selbst schon getrunken und gekiffert habe und dass wir es ruhig sagen könnten, er würde auch nicht petzen.

Jessis Magen fing laut an zu knurren. Jakob schnitt, als würde er das immer tun, Brotscheiben vom Brotlaib.

»Iss was«, sagte er zu Jessi, »dein Magen muss ja leer sein bis zum Grund.«

Jessi sah auf das Brot. Sie runzelte die Stirn, ein kurzer Blick von ihr schob sich zu mir, zu Katharina und zu Alma. Sie rührte das Brot nicht an. Meine Brüder guckten fragend einmal reihum und dann auf mich. Ich zuckte mit den Schultern »Wir haben heute Nachmittag Kuchen gegessen, von 'nem netten jungen Mann gekriegt, vielleicht war der schlecht.«

»Sunny, Mensch, da wird was drin gewesen sein! Wenn überhaupt fangt mit dem Rauchen an«, sagte Jakob aufgebracht, »einen Joint kann man weglegen, wenn's zu doll wird, bei Hasch-Gebäck kommt der Knall verspätet.«

Am nächsten Morgen, als ich neben den leeren Plätzen der anderen im Klassenraum saß, der Unterricht begonnen hatte und ich unruhig vom Fenster auf den Gehweg guckte, bog Jessi mit langsamen Schritten um die Ecke, den Blick gesenkt, bis sie das Schultor erreichte, dann erst hob sie den Kopf, und ich sah die große schwarze Sonnenbrille, die ihr halbes Gesicht verdeckte.

Sie kam in die Klasse, ohne zu grüßen. Ich sah ihre Augen dunkel im Schwarz der Brillengläser stehen, zwei kleine Punkte in zwei großen Eulenaugen, und die Wangen darunter, am Brillenrand, wo eine lilafarbene Spur wie ein Schatten über ihre Haut lief, bis sie die Brille vorsichtig niedriger schob und die farbigen Flecken verdeckt waren.

Dass mein Vater, meine ganze Familie und ich in einer freundlichen Blase an unserem harmonischen Küchen-

tisch sitzen würden und keine Ahnung hätten, wie das Leben außerhalb wirklich ablaufe, und nicht gut im Voraus schauen wären, eben weil wir keine Ahnung hätten, sagte Jessi später. Dass sie sich über sich selbst ärgere, so dumm gewesen zu sein, auf meinen Vater gehört zu haben und ehrlich gewesen zu sein bei sich zu Hause, obwohl sie doch am besten wusste, was folgen würde, und was folgte.

Erst zwei Tage später kamen Alma und Katharina wieder in die Schule. Sie verloren kein Wort über die Sache, ihr Schweigen hing zwischen uns im Pausenhof.

»Also ziehen wir nicht mehr rum?«, fragte ich. »Nach Schulschluss und die nächsten Tage?«

»Doch«, sagte Jessi, »jetzt erst recht.«

Alma und Katharina perfektionierten zu Hause ihre harmlosen Gesichter, Jessi perfektionierte ihr Lügen.

Jessi übte mit uns, Unwahrheiten zu erzählen, ohne dass ihre Worte und Hände und Augen dabei zu sehr ins Flattern gerieten. Ihre Stimme wurde sicherer, Hände und Augen ruhiger. Die Versuche, die sie dann gelegentlich mit uns unternahm, in denen sie uns Geschichten erzählte und uns raten ließ, ob sie falsch oder wahr waren, gewann Jessi immer. Wenn sie an der Lehrerin übte, den Jungs auf dem Schulhof, dem Fahrkartenkontrolleur oder Passanten, bewunderte ich sie und überlegte, ob es Spaß machen könnte, gut zu lügen. Denn in ihren Augen war danach ein Glitzern, das ich an ihr so nicht kannte. »Wie war ich?«, fragte sie uns. »Wird mein Vater mir jetzt alles glauben?«

Das Klavier

Ich lebe noch immer in derselben Stadt wie früher, im selben Stadtbezirk, beinahe im selben Kiez.

Heute ist Sonntag, aber seit Erik nicht mehr bei mir wohnt, unterscheiden sich die Tage nicht. Der Sonntag ist wie der Montag, der Montag ist wie der Samstag, der Samstag ist wie der Freitag. Keiner steht wochentags um sechs Uhr dreißig auf, küsst meine Wange und geht mit Thermoskanne und Butterbrot und Umhängetasche aus dem Haus, keiner bleibt am Samstag und Sonntag so lange wie möglich im Bett. Ich bin allein. Jeden Tag kann ich arbeiten und in mein Atelier gehen, früher oder später, auch sonntags, und warte vergeblich auf den schlafwarmen Arm, der mich davon abhält.

In meiner Wohnung steht ein Klavier, auf dem ich nicht spiele. Ein zusätzliches Möbelstück, das als Ablage dient, zwischen Tür und Schrank. Das Klavier und ich sind im gleichen Halbschlaf. Ich öffne den Vorhang ohne aufzustehen. Die Vorhangringe klirren wie kleine Schellen.

Eines Montagmorgens, gerade als ich zum Atelier gehen wollte und die Wohnungstür öffnete, stand meine Nachbarin mit drei kräftigen Umzugshelfern und ihrem alten Klavier vor meiner Tür.

»Das Klavier kann ich nicht mitnehmen, Sunny«, sagte

sie, »du hast doch erzählt, dass du früher mal gespielt hast, willst du es vielleicht haben?«

Mein Vater sah das Klavier dann irgendwann, eingestaubt und vollgestellt mit Büchern, in meiner Wohnung. »Du hast wieder ein Klavier, wie schön. Diese Melodie, die Jakob dir geschrieben hat, kannst du die noch?«, fragte er dann. Ich war mit irgendetwas beschäftigt und zuckte mit den Schultern. Er wirkte darüber weder traurig noch verärgert. Er lächelte, wie er immer gelächelt hatte. Er blinzelte sein liebevolles Blinzeln.

Mein Vater fand Lappen und Eimer in der Küche, hob die Bücher eins ums andere vorsichtig herab und putzte das Klavier von oben bis unten.

In den Wochen danach staubte das Klavier wieder ein, wurde wieder zur Ablage für meine Bücher und für eine Pflanze, die einen hellen, dauerhaften Fleck auf dem dunklen Holz hinterließ.

Auf der Straße vor meinem Fenster quietscht ein Auto und reißt mich aus meinen Erinnerungen, holt mich von weit her. Es bleibt eine dunkle Rinne in meiner Brust. Ich ziehe die Bettdecke zur Seite. »Warum nicht«, denke ich. Meine Arme und Beine sind noch müde, schlurfen hinüber zum Klavier, können nur schlaftrunken ein Buch nach dem anderen herunternehmen. Es staubt. Der Klavierdeckel knarrt, als ich ihn öffne.

Die Töne des Klaviers klingen nicht mehr alle, wie sie klingen sollten. Mit der Zeit sind die tieferen Töne weiter in die Tiefe gewachsen, und zwischen den hohen Tönen gibt es einzelne, die laut hervorspringen. Trotzdem bitte ich meine Hände, sich zu erinnern.

Langsam und zögerlich, aber immer deutlicher fliegen

Tonfolgen durchs Zimmer, die mir bekannt vorkommen. Ich hebe den Blick von den Händen, schließe die Augen und höre, was ich spiele, wie die Melodie, die Jakob vor Langem geschrieben hat, tanzt in ungewöhnlichen, schönen Bögen über dunkle, warme Akkorde. Immer weniger stolpern meine Finger, und die Tonfolgen schmelzen aneinander. »Kannst du das hören, wo auch immer du bist? Kannst du Jakobs schöne Melodie hören?«

In meinem Inneren steigt meinem Vater sein lächelndes Blinzeln ins Gesicht.

Wie es kommt

Mein Vater hatte Philosophie studiert, anschließend promoviert, und als ihm gesagt wurde, er könne nur Professor werden, wenn er in die SED eintritt, die Universitätslaufbahn aufgegeben.

Dann half er in einer Schreinerei. Dort arbeitete er alte Möbel auf, die andere wegwarfen oder vorbeibrachten, und lernte meine Mutter kennen. Auf einem Handkarren zog sie eine Truhe hinter sich her, alt und klapprig, aber aus richtigem Holz und mit kleinen Schnitzereien. Sie mochte die Möbel aus Pressspan nicht, die es überall gab, und hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, jemanden zu finden, der ihre Truhe restaurieren würde.

Der Handkarren, die Truhe, die Hände am Karrengriff, das blaue Kleid, das wippende Haar, das strahlende Gesicht, mein Vater blickte von unten auf. Sie hatten sich sofort ineinander verliebt, und die Truhe steht noch heute in der Wohnung meiner Eltern. Als er ihr damals sagte, die Truhe sei eine Reisetruhe aus der Jugendstilzeit, lachte sie fröhlich: »Weit reisen werde ich damit nie.«

»Wer weiß«, sagte mein Vater, »wer weiß, wie es kommt.«

Mit Jessi, Alma und Katharina blieb ich vor hell erleuchteten Schaufenstern stehen, in denen schillernde Plakate für Reisen zu Traumstränden, Traumstädten, den Pyra-

miden und dem Uluru warben. Wir sahen uns alles ganz genau an. Es war ja nun nicht mehr unmöglich.

Die Nachwendezeit schloss Betriebstore zu, spuckte diesen und jenen auf den freien Markt, eine Masse von Schicksalen. Meine Eltern wurden arbeitslos, Jessis Eltern wurden arbeitslos, Almas Vater und Katharinas Mutter. Bei allen war es das Gleiche, bei allen war es ganz anders. Almas Vater trank jeden Abend mehr, als gut war. Ihre Mutter blieb immer länger im Büro, als gut war. Alma machte das Abendbrot. Wenn sie sich von uns verabschiedete, zählte sie die Münzen in ihrer Tasche für den Einkauf. Sie konnte Kartoffelauflauf und Specknudeln kochen. Ihr Vater aß höchstens eine Gabel.

Jessis Vater fand am schnellsten wieder Arbeit, er durchschaute am besten die neuen Zeiten. »Man muss schneller sein als die andern«, sagte er zu Jessi, »man muss cleverer sein. Die anderen überlisten.« Jessi stand stärker unter Beobachtung als vorher. Ihre Noten waren ihrem Vater immer zu schlecht und ihr Verhalten immer zu kindisch. Ein albernes Mädchen. Eine künftige Verliererin.

Katharinas Vater schrieb Katharinas Mutter einen Brief: »Ich kann euch nicht helfen, hab selbst keinen Job. Gruß F.« Dann wechselte er die Adresse und war nicht mehr zu erreichen.

In der Nähe unserer Straße, in einem Hinterhof, stand ein kleines, einstöckiges Gebäude, schief und moosbewachsen, durch die geborstenen Fenster flogen Tauben und staubiger Wind. »Ich war bei Hannes zu Besuch«, erzählte mein Vater, »ich sah aus seiner Küche aus dem Fenster und diese Hütte hier im Hof stehen.« Mit skeptischen Blicken musterten meine Mutter, meine Brüder und ich den modrigen Hinterhofbau, den er uns zeigte.

Wir traten an die schräg hängende Tür und sahen durch die Bretterritzen, wie Staub und Taubenfedern in einem dünnen Lichtstrahl, der durch ein Loch fiel, tanzten. Dann wanderte das Licht über vergessene Fahrräder, verrottete Blechdosen, abgestellten Sperrmüll und glitt auf die Butzenglasscheibe eines zerfallenen Büfetts. Da leuchtete die Scheibe, in Rot, Gelb, Grün und Blau. »Soll ich hier meine Werkstatt aufbauen?«, fragte mein Vater. »Eine eigene, kleine Schreinerei? Würdet ihr das unterstützen?« Wir schauten in das farbige Lichtspiel im Inneren des dunklen Gebäudes, und einer nach dem anderen von uns nickte.